

18 Rundschau

1 Juden und Christen auf dem 88. Deutschen Katholikentag, München, 4.–8. Juli 1984, und auf dem 21. Deutschen Evangelischen Kirchentag, Düsseldorf, 5.–9. Juni 1985

I Auf dem 88. Deutschen Katholikentag

Aus dem reichhaltigen Programm bringen wir den Wortlaut der Liturgie* und aus den Forumveranstaltungen »Aus Geschichte Zukunft gestalten« ein Statement von Professor Dr. Erich Zenger (s. u. S. 64).

A Die Liturgie der christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeier, Donnerstag, 5. Juli 1984, 18 Uhr, im Herkules-Saal der Residenz

»Dem Leben trauen, weil Gott es mit uns lebt«

Liturgien: Landesrabbiner Dr. Nathan Peter Levinson, Heidelberg; Bischof Dr. Josef Stimpfle, Augsburg
Kantor: Gérald Rosenfeld, Thionville; Chor: Katholische Jugendkantorei, Speyer; Leitung: Gerd Türk; an der Orgel: Ingrid Leppert.

Eröffnung: Orgelspiel

Gesang des Kantors mit Chor (Psalm 118, 26–29)

ברוך Gesegnet sei, der im Namen des Ewigen kommt, wir segnen euch vom Hause des Ewigen aus. Gott, der Ewige, er erleuchtet uns; bindet das Festopfer mit Banden, bis ihr es zu den Ecken des Altars bringt. Mein Gott bist du, ich will dir danken, mein Gott, ich will dich erheben. Danket dem Ewigen, er ist gütig, ewig währt seine Gnade.

ברוך הָאֵל הַבּוֹרֵא בְּשֵׁם יי. בְּרִנְנוֹכֶם מִבֵּית יי: בְּרָךְ.
אֵל יי וַיֵּאָר לָנוּ. אֶכְרֹדְחַנּוּ בְּעֵבְרִית עַד קְרִנַּת
הַמִּזְבֵּחַ: אֵל. אֵלֵי אֶתָּה וְאֹדְךָ. אֱלֹהֵי
אֲרֻמִּימָךְ: אֵלֵי. הוֹדוּ לַיי בְּרִטּוֹב. כִּי לְעוֹלָם
חֲסִדּוֹ: הוֹדוּ.

Begrüßung und Einführung: Bischof Dr. Josef Stimpfle

Psalm 8, 1–7 (Gotteslob 710):

PSALM 8: Herrlichkeit des Schöpfers – Würde des Menschen

Kehrvers

Herr, un-ser Herr-scher, wie ge-wal-tig
ist dein Na-me auf der gan-zen Er-de.

VII

* ohne Ansprachen.

Chor:

1. Herr, unser Herrscher, / wie gewaltig ist dein Name auf der ganzen Erde; über den Himmel breitest du deine Hoheit aus. — — —

Gemeinde:

2. Aus dem Mund der Kinder und Säuglinge schaffst du dir Lob, / deinen Gegnern zum Trotz; deine Feinde und Widersacher müssen verstummen.
3. Seh' ich den Himmel, das Werk deiner Finger, Mond und Sterne, die du befestigst; — — —
4. Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst, des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? — — —
5. Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott, hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt.
6. Du hast ihn als Herrscher eingesetzt über das Werk deiner Hände, hast ihm alles zu Füßen gelegt. — — —
7. Herr, unser Herrscher, wie gewaltig ist dein Name auf der ganzen Erde! — — —

Kehrvers

Bischof:

Lobet den Ewigen, ihr seine Diener, die Ihm dienen in den Nächten. Erhebet eure Hände, lobet Ihn.

Gemeinde:

Es segne dich der Ewige, der Himmel und Erde macht. Wohl dem Menschen, der Ihm vertraut.

Rabbiner:

Er ist barmherzig, Er vergibt Schuld. Hosianna, hilf, Ewiger König, erhöere antwortend unseren Aufschrei.

Gemeinde:

Dein Wort lässt Abend werden und öffnet in Weisheit die Tore der Nacht, wandelt die Tageszeiten und lenkt die Bahnen der Sterne. Erschaffer von Tag und Nacht, Herr Zebaoth ist sein Name, lebendiger, ewiger Gott.

Bischof:

Wir loben Dich, der den Abend herabsenkt.

Kantor: (singt die letzten Verse auf hebräisch)

Gemeinde:

Mit ewiger Liebe bist Du uns zugetan und lehrst uns Deine Gebote. Sie sind unsere Freude. Sie geben unserem Leben Sinn. Lass Deine Liebe immer bei uns weilen.

Alle stehen.

Bischof und Rabbiner:

Höre, Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige allein.

Gemeinde:

Höre, Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige allein. So liebe den Ewigen, deinen Gott, mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele, mit deiner ganzen Kraft. Seine Gebote seien stets in deinem Sinn. Präge sie deinen Kindern ein. Sprich mit ihnen davon. Lebe, wie es sein Wille ist.

Alle sitzen.

Rabbiner:

Er ist unser Gott, der uns befreit hat. Er erhält unsere Seele am Leben und lässt unseren Fuss nicht wanken. Aus der Macht der Stärkeren errettet Er uns.

Gemeinde:

Sei unser Hort in dieser Nacht. Wende alles Unheil von uns ab. Hilf uns um Deines Namens willen. Breite über uns die Hütte Deines Friedens. Birg uns im Schatten Deiner Fittiche. Gib Leben und Frieden uns und Jerusalem, Deiner Stadt. Wir preisen Dich, der uns segnet mit Schalom.

Kantor:

(singt die beiden letzten Verse auf hebräisch)

Die Achtzehn Bitten (Jüdisches Hauptgebet)

Gemeinde: (betet stehend still Achtzehn-Gebet):

Herr, öffne meine Lippen, dass mein Mund Dein Lob verkünde.

Gepriesen seist Du, unser Gott und Gott unserer Väter. Du gedenkst der Treue der Väter und bringst ihren Kindern Erlösung in Liebe. Wir preisen Dich, Schild Abrahams.

Du bist machtvoll für ewig. Du erhältst alles Lebende und belebst, was tot ist. Du stüttest die Strauchelnden, heilst die Kranken und befreist, die in Fesseln liegen. Treue bewahrest Du denen, die im Staube schlafen, und lässtest das Heil spriessen. Wir preisen Dich, der den Toten das Leben gibt.

Du bist heilig, Dein Name ist heilig, die Gemeinde der Heiligen preist Dich jeden Tag, Selah. Wir preisen Dich, heiliger Gott.

Du verleihst dem Menschen Erkenntnis und lehrst den Sterblichen Einsicht. Gib auch uns aus Deiner Gnade Wissen und Verstehen.

Unser Vater, bringe uns zu Deiner Lehre. Lass uns Deinen Dienst tun. Führe uns in aufrichtiger Liebe zu Dir zurück.

Vergib uns, unser Vater, denn wir haben gesündigt.

Verzeih uns, Du Erbarmender.

Sieh auf unsere Not. Streite Du für uns. Erlöse uns bald um Deines Namens willen.

Heile Du uns, so werden wir genesen. Hilf Du uns, so wird uns geholfen sein.

Wende unsere Leiden ab. (Heile N. N. bald an Leib und Seele.)

Lass dieses Jahr gesegnet sein. Speise uns und alle Menschen, die Du erschaffen hast.

Rufe Freiheit aus für die Bedrängten Israels und alle, die in Unterdrückung schmachten. (Errette N. N. bald aus der Unfreiheit.)

Herrsche Du allein über uns in Gnade und Erbarmen. Lehre unsere Richter das Rechte tun, denn Du bist König und liebst Gerechtigkeit.

Gib Deinen Segen allen, die Dir vertrauen. Lass auch uns zu ihnen gehören, auf dass wir nie zuschanden werden. Lass alle Bosheit vergehen.

Deiner Stadt Jerusalem wende Dich in Erbarmen zu. Baue sie auf für immer und ewig.

Lasse Wahrheit und Frieden von ihr ausgehen.

Lasse bald das messianische Heil aufblühen, durch Deine Hilfe mach es offenbar, denn zu Dir hoffen wir jeden Tag.

Nimm unser Gebet in Liebe und Wohlgefallen an, erhöere es in Erbarmen.

Dir zu Willen sei stets der Dienst Deines Volkes. Empfange in Liebe das Gebet, dargebracht in Liebe.

Wir danken Dir für Deine Wunder und Deine Güte, die uns täglich geleiten. Wir danken Dir für unsere Seelen,

die Dir angehören, und unser Leben, das in Deiner Hand liegt. Du bist stets unsere Hoffnung, Allgütiger.

Friedensfülle gibt Deinem Volk, denn Du bist Herr allen Friedens. Gepriesen bist Du, der uns segnet mit Schalom.

Bewahre meine Zunge vor Bösem und meine Lippen vor Falsch.

Lösche böse Gedanken aus der Menschen Sinn.

Mögen meine Worte und Gedanken Dir zu willen sein, mein Fels und mein Erlöser.

(Wer mit dem Gebet fertig ist, setzt sich.)

Kantor: (singt die beiden letzten Verse auf hebräisch)

1. Lesung: (5 Mose 30, 11–14; 19–20a)

Dieses Gebot, auf das ich dich heute verpflichte, geht nicht über deine Kraft und ist nicht fern von dir. Es ist nicht im Himmel, so dass du sagen müsstest: Wer steigt für uns in den Himmel hinauf, holt es herunter und verkündet es uns, damit wir es halten können? Es ist auch nicht jenseits des Meeres, so dass du sagen müsstest: Wer fährt für uns über das Meer, holt es herüber und verkündet es uns, damit wir es halten können? Nein, das Wort ist ganz nah bei dir, es ist in deinem Mund und in deinem Herzen, du kannst es halten.

Den Himmel und die Erde rufe ich heute als Zeugen gegen euch an. Leben und Tod lege ich dir vor, Segen und Fluch. Wähle also das Leben, damit du lebst, du und deine Nachkommen. Liebe den Herrn, deinen Gott, hör auf seine Stimme, und halte dich an ihm fest; denn er ist dein Leben.

Kantor: (Psalm 133)

Kl. 1. שיר המעלות לדוד המלך

Cap. 133. 1. Sieh der Emporgänge
von David. Sieh, wie gut wie lieblich, wenn Brüder auch zusammen wohnen!

2. Wie das gute Öl auf dem Haupte
hinabfließt auf den Bart, wie Harons Bart es ist, der hinabwällt so weit seine Gewänder reichen:

3. so ist Hermons Thau, der auf
Sions Berge fällt; denn dort hat Gott den Segen befohlen, Leben bis in Ewigkeit.

2. Lesung: (Psalm 115, 9–18)

Israel, vertrau auf den Herrn! Er ist für euch Helfer und Schild.

Haus Aaron, vertrau auf den Herrn! Er ist für euch Helfer und Schild.

Alle, die ihr den Herrn fürchtet, vertraut auf den Herrn! Er ist für euch Helfer und Schild.

Der Herr denkt an uns, er wird uns segnen, er wird das Haus Israel segnen, er wird das Haus Aaron segnen.

Der Herr wird alle segnen, die ihn fürchten, segnen Kleine und Grosse.

Es mehre euch der Herr, euch und eure Kinder.

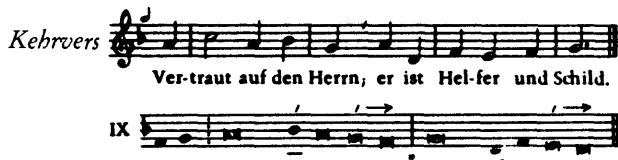
Seid gesegnet vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Der Himmel ist der Himmel des Herrn, die Erde aber gab er den Menschen.

Tote können den Herrn nicht mehr loben, keiner, der ins Schweigen hinabfuhr.

Wir aber preisen den Herrn von nun an bis in Ewigkeit. Halleluja!

Ansprache: Landesrabbiner Dr. Nathan Peter Levinson



Chor:

1. Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen; woher kommt mir Hilfe?

Gemeinde:

2. Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.---

3. Er lässt deinen Fuss nicht wanken; er, der dich behütet, schläft nicht.

4. Nein, der Hüter Israels schläft und schlummert nicht.

5. Der Herr ist dein Hüter, der Herr gibt dir Schatten, er steht dir zur Seite.

6. Bei Tag wird dir die Sonne nicht schaden noch der Mond in der Nacht.---

7. Der Herr behüte dich vor allem Bösen, er behüte dein Leben.

8. Der Herr behüte dich, wenn du fortgehst und wiederkommst, von nun an bis in Ewigkeit.---

Kehrvers

Bischof: Vater unser im Himmel,

Gemeinde: geheiligt werde Dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden. Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel. Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Rabbiner:

An uns ist es, zu preisen den Herrn des Alls, zu künden von der Grösse des Weltenschöpfers. Er hat uns zu seinem Dienst erwählt, ewiges Leben in uns gepflanzt. Ihm beugen wir anbetend die Knie. Er hat den Himmel gespannt und die Erde gegründet. Seine Glorie erfüllt die Himmelshöhen. Und so leben wir voller Hoffnung, dass bald aller Götzendienst verschwindet und die Welt in Deinem Reich vollendet wird. Da werden alle Menschen ihre Bosheit lassen und Dich allein anbeten, mittun am Werk Deines Reiches. Denn Dein ist das Reich und die Herrlichkeit auf alle Zeit.

Gesang des Kantors: (Psalm 115, 9)

9. Israel! Vertrau auf Gott; ihr
Beiland und ihr Schild ist Er.
יִשְׂרָאֵל בְּטַח בַּיהוָה עֲזָרָה
וּמִגְדָּל יְהוָה:

Gemeinsamer Segen von Bischof und Rabbiner (hebräisch und deutsch)

Der Herr segne euch und behüte euch, er lasse sein Angesicht leuchten über euch und sei euch gnädig, der Herr hebe sein Angesicht über euch und gebe euch Frieden. Amen.

Kantor: (Hebräischer Segen)

יְהוָה יְבָרֵךְ וּשְׁמֵרְךָ: יְהוָה יְבָרֵךְ וּשְׁמֵרְךָ:
יְהוָה יְבָרֵךְ וּשְׁמֵרְךָ: יְהוָה יְבָרֵךְ וּשְׁמֵרְךָ:

יְהוָה יְבָרֵךְ וּשְׁמֵרְךָ: יְהוָה יְבָרֵךְ וּשְׁמֵרְךָ:
יְהוָה יְבָרֵךְ וּשְׁמֵרְךָ: יְהוָה יְבָרֵךְ וּשְׁמֵרְךָ:
Es segne dich der Ewige und behüte dich. Es lasse der Ewige dir sein Angesicht leuchten und begnadige dich. Es wende der Ewige dir sein Angesicht zu und gebe dir Frieden.
(Orgelspiel)

B Aus dem Forum:

Aus Geschichte Zukunft gestalten. Die Kraft von Tradition im Judentum und Christentum*/¹

»Vor etwa 5000 Teilnehmern des Katholikentages riefen Dr. Ehrlich und Prof. Zenger auf, die Geschichte in konkretes Leben umzusetzen und mit Hilfe dieser Geschichte die Vergangenheit zu bewältigen.«** Das Leitwort des 88. Katholikentages: »Lasst uns dem Leben trauen, weil wir es nicht allein zu leben haben, sondern weil Gott es mit uns lebt.« Pater Alfred Delp hat diese Worte wenige Wochen vor seiner Hinrichtung mit gefesselten Händen niedergeschrieben. Er hat den Inhalt dieses Wortes in der Einsamkeit seiner Zelle erfahren. Es fügt sich in seine Gelassenheit ein, mit der er dem ihn zum Galgen begleitenden Geistlichen, Pfarrer Buchholz, sagte: »In wenigen Minuten weiss ich mehr als Sie.«

Seine sonntäglichen Kurzpredigten in der Pfarrei »Hl. Blut« in Bogenhausen waren damals zeitgemäss in dieser Zukunftshoffnung ausgestaltet (G. Luckner).

Prof. Dr. Erich Zenger, Münster: Jüdisch-christliche Geschichte erinnern, um Geschichte zu gestalten¹

1. Heilsame Konfrontation mit der Geschichte

Lassen Sie mich mit zwei biblischen Erzählungen beginnen. Es sind zwei Flüchtlingsgeschichten. Man könnte sie auch zwei Aussteigergeschichten nennen. Beide erzählen von Menschen, die vor sich selbst und vor ihrem Auftrag davonlaufen.

Der Held der ersten Geschichte ist Mose. Er läuft weg, als er das Opfer seines eigenen Mutes, man könnte sogar sagen, seines Übermutes geworden ist. Als Mose, so erzählt das Buch Exodus, gross geworden war, ging er hinaus auf eine grosse Baustelle, an der seine hebräischen Brüder als Bausklaven eingesetzt waren. Und als er dort sah, wie einer der pharaonischen Aufseher einen Hebräer zur Arbeit prügelte, da packte Mose der Zorn, und er stürzte sich auf den Aufseher, erschlug ihn, schaffte ihn auf die Seite und warf ihn in ein Loch. Als er tags darauf wieder zur Baustelle ging, machte er eine schmerzliche Entdeckung: Er sah, dass auch die Hebräer sich gegenseitig prügelten. Und als er diese zur Rede stellte, kam es aus dem Mund seiner Brüder kalt und schneidend zurück: Wer hat dich zum Richter über uns eingesetzt? Willst du vielleicht auch uns umbringen, wie du den Aufseher umgebracht und verscharrt hast? Da floh Mose in die Wüste. Weg von seinen Brüdern, ja weg von sich selbst. Und da stellte sich ihm sein Gott in den Weg: »Ich bin der Gott deiner Väter, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Ich weiss um die Leiden meines Volkes. Geh zurück und führe mein Volk den Weg weiter, den ich begonnen habe: den Weg in die Freiheit und den Weg zum Leben.« Die Konfrontation mit dem Gott, der sich selbst an die Lebensgeschichte dieser Hebräer gebunden hat, ruft Mose zurück von seiner Flucht. Die Geschichte, die Gott mit Abraham, Isaak und Jakob begonnen hat, liegt nun in seinen Händen. Entweder reisst sie nun mit ihm und seiner Generation ab oder

* In: Dokumentation, Forum »Aus Geschichte Zukunft gestalten«, S. 1–9. Hrsg.: 88. Deutscher Katholikentag, München 1984, Nachrichtenredaktion in Verbindung mit KNA.

¹ vgl. »Dem Leben trauen, weil Gott es mit uns lebt«. Dokumentation 88. Deutscher Katholikentag vom 4.–8. Juli 1984 in München. Hrsg. vom Zentralkomitee d. Dt. Katholiken. Paderborn 1984, Verlag Bonifatius-Druckerei, S. 469 u. 470–474.

** Jüdischerseits wurde auch auf dem Forum »Aus Geschichte Zukunft gestalten« am 5. Juli 1984 ein Vortrag von E. L. Ehrlich gehalten: »Kirche und Judentum zur Zeit des Nationalsozialismus – eine geschichtliche Erfahrung und Herausforderung an uns.« Wortlaut s. FrRu XXXV/XXXVI 1983/84, S. 39–43.

er führt sie aktiv weiter. Mose setzt sich der Geschichte seiner Väter aus – und ermöglicht, gestaltet so Zukunft. Die Helden der zweiten Erzählung sind zerbrechliche, sensible Figuren, die sich mit Würde aus der Geschichte, die sie nicht mehr begreifen, verabschieden wollen. Es sind die zwei Emmausjünger, von denen das Lukasevangelium erzählt. Sie waren begeisterte Jesusanhänger gewesen. Sie hatten voll auf ihn gesetzt. Aber nun war er tot. Schon den dritten Tag. Zwar hatten einige Frauen, die inzwischen zum Grab gegangen waren, erzählt, dass das Grab leer sei. Aber, so lässt Lukas die zwei Jünger sagen, mit ihrem Gerede haben sie »uns in Aufregung versetzt«. Doch gesehen hat diesen Jesus niemand. Und deshalb verlassen sie nun Jerusalem. Sie wollen vor einem Stück ihrer Lebensgeschichte weglaufen. Doch auf ihrer Flucht holt sie ihre eigene Geschichte ein. Ein Mann, den sie nicht zu kennen scheinen, schliesst sich ihnen an. Und er erzählt ihnen die Geschichte Gottes mit den Menschen: »ausgehend von Mose und allen Propheten«. Dieser Unbekannte konfrontiert sie mit dem langen Strom der Geschichte ihres Volkes und mit ihrer eigenen Lebensgeschichte. Ja, schliesslich konfrontiert er sie durch das Brotbrechen mit sich selbst. Da endlich gehen ihnen die Augen auf. Sie merken, welches Feuer der Geschichte in ihnen brennt – und sie kehren um, bereitet und bereit, die Geschichte Gottes mit den Menschen weiterzuführen. Sie begreifen, dass die Geschichte ihnen die Frage des Rabbi Hillel stellt: »Wenn nicht jetzt, wann dann?«

Mose und diese zwei Jünger werden also von der Geschichte zurückgeschickt an den Ort, wo sie aus der Geschichte aussteigen wollten. Und nun gestalten sie diese Geschichte mit – nicht ohne Widerstände und Zweifel, nicht ohne Versagen und Kleinmut, aber doch getrieben und getragen von der Leidenschaft ihres Auftrags: »Wenn ich nicht für mich bin, wer ist für mich? Wenn ich nur für mich Sorge, was bin ich? Wenn nicht jetzt, wann dann?« Die Konfrontation mit der Geschichte der Mütter und der Väter führt auf die Wege des Lebens zurück. Auch uns, Juden und Christen, heute. Doch ist dies nicht irgendeine Geschichte. Es sind nicht Episoden und Anekdoten der Geschichte. Nein, es ist jener Baum unserer Geschichte, an dem wir die Blätter sind; nur wenn wir an diesem Stamm festhalten, bleiben wir am Leben.

Um welche Geschichte aber geht es, von der wir uns wie Mose und die zwei Emmausjünger auf den lebendigen und lebendigmachenden Weg schicken lassen müssen?

2. Der Sinn unserer Geschichte

Die Geschichte, die auch uns Heutige tragen und treiben kann, unsere Zukunft zu gestalten, ist keine Daten- und Faktensammlung, die sich wie die Zeittabelle eines Lexikons einordnen lässt. Sie ist keine Prominentengeschichte wie die Kaiser-König-Papst-Geschichte, die teilweise noch meine Generation in ihren Schulbüchern gelernt hat. Die Dimension, auf die es ankommt, wenn Juden und Christen gemeinsam Zukunft gestalten wollen, ist nicht Frage nach den Ursachen einer Geschehenskette. Nicht primär die Frage »Warum?« ist hier entscheidend, sondern die Frage »Wozu?«, d. h. die Frage nach dem Ziel und dem Sinn dieser Geschichte. Es kommt darauf an, die jüdische und die christliche Anfangsgeschichte als Offenbarungsgeschichte zu begreifen und anzunehmen. Alles kommt darauf an, in der Geschichte Israels und der Kirche die Absicht Gottes als des Subjektes dieser Geschichte zu erahnen.

Was aber ist die Absicht der Geschichte Gottes mit uns von Abraham bis zu den Rabbinen und bis zu Jesus und seinen Jüngern? Die Antwort der Bibel auf diese Frage ist

meines Erachtens unüberhörbar und unmissverständlich: Der tiefste Sinn unserer Anfangsgeschichte ist die Offenbarung jener brüderlichen Gemeinschaft, die wir »Volk Gottes« nennen. Das ist in einem sehr realen Sinn gemeint. Es geht darum, dass in gesellschaftlichen Strukturen und im Zusammenleben der verschiedenen Stämme und Nationen das menschenfreundliche Antlitz unseres Gottes aufscheint. Die Geschichte, mit der unser Gott uns konfrontiert, zielt auf das Sichtbar- und Wirklichwerden der gottgewollten und gottgewirkten Gesellschaft von Menschen, die sich gegenseitig Leben und Freiheit schenken. Die Offenbarung zielt nicht primär auf Lehrsätze, sondern auf einen Lebensprozess.

Diese Offenbarung geschah in einem dialektischen Prozess: auf der einen Seite in der Demaskierung der lebensfeindlichen Mächte und Strukturen und auf der anderen Seite im prophetisch-messianischen Entwurf von der Gottherrschaft.

Ich möchte diese innere Dynamik der Suche nach der brüderlichen Gesellschaft, die unsere jüdisch-christliche Geschichte prägt, an *zwei Beispielen* erläutern, in denen brennpunktartig das Geheimnis unserer jüdisch-christlichen Geschichte gebündelt ist.

Das *erste Beispiel* ist die Ursprungsgeschichte Israels im 12. und 11. Jh., soweit sie für den historischen Theologen greifbar wird. Diese Ursprungsgeschichte ist durch die zwei Stichworte »Exodus« und »brüderliche Stammegesellschaft« gekennzeichnet. Der Exodus aus Ägypten, zu dem Mose im Namen seines Gottes Jahwe aufrief, war der Ausbruch aus einem staatskapitalistischen Beamtenstaat, der den hebräischen Fremden und der ägyptischen Unterschicht vielleicht gerade das physische, aber keineswegs das soziale Existenzminimum gab. Zwar mag dies, nach der pharaonischen Rechts- und Wirtschaftsordnung »in Ordnung« gewesen sein – aber es widersprach dem tiefsten Wesen des biblischen Gottes, der wie sein Name Jahwe sagt, »da sein will als einer, der Leben und Freiheit gibt und weiterzugeben fordert«. Für den Gott des Exodus sind Menschenrechte so konkret, dass sie nicht durch formale Erklärungen abgegolten werden können, sondern nur durch Taten. Deshalb lässt er die Flucht unter der Führung des Mose gelingen. Seit diesem Exodus ist klar, auf wessen Seite der biblische Gott steht: auf der Seite der Unterdrückten und der Sklaven, der Zu-kurz-Gekommenen und derer, die »im Dunkeln« (B. Brecht, vgl. auch Jes 9, 1) sind.

Und eine ähnliche Erfahrung machten andere Gruppen, die sich mit der Exodus-Gruppe schliesslich in Palästina-Israel um 1200 v. Chr. zur Stammegesellschaft »Israel« zusammenschlossen. Wo immer sie herkamen (verarmte Bauern und Handwerker aus der repressiven Feudalgesellschaft der kanaanäischen Stadtstaaten, landsuchende Halbnomaden aus der Steppe), was sie zusammenhielt, war ihr Vertrauen darauf, dass ihr Gott auf ihrer Seite war, nicht *obwohl*, sondern *weil* sie nicht zu den Reichen und Mächtigen des Vorderen Orients gehörten. Dieses Vertrauen auf Jahwe als den Gott der kleinen Leute motivierte sie, eine Form des Zusammenlebens zu suchen, in der möglichst viel Miteinander praktiziert wurde. So organisierten sie sich politisch als eine Stammegesellschaft mit den Idealen von Brüderlichkeit und Gleichheit (eine sog. egalitäre Stammegesellschaft ohne politische Zentralinstanz). Wie Ausgrabungen zeigen, drückte sich das sogar in der Anlage ihrer Städte und Dörfer aus. Die Häuser aus dem 11. Jh. weisen den gleichen Grundriss, die gleiche Grösse und eine gleiche Ausstattung auf: Jeder hatte die gleichen Wohn- und Lebensverhältnisse wie sein Nachbar. Und auch das Land verteilten sie nach Grossfamilien und teilweise als Gemeindegrund zu gemeinsa-

mer Nutzung, zumal sie daran festhielten, dass es eigentlich das Land Jahwes war, das er ihnen *allen und jedem* zur Ermöglichung menschenwürdigen Lebens geliehen (!) hat. Das also war der Versuch, Unterdrückung und daraus resultierende Armut zu verhindern – im Namen Gottes.

Dieser Versuch hat fortan die Geschichte Israels nicht zur Ruhe kommen lassen. Immer wieder ist die Erinnerung an diese Anfangswirklichkeit aufgebrochen: in den Propheten, die für die ausgebeuteten Kleinbauern kämpften, in der Klage der Beter, die um mitleidende Solidarität zu ihrem Gott schrien, in den sozialen Reformprogrammen der frühnachexilischen Zeit, in den Erzählungen von der Treue Gottes zu den Armen und in den Hoffnungsvisionen angesichts der Katastrophen, die über Israel hereinbrachen. Die geschichtliche Basiserfahrung von dem Gott Jahwe, der die einmal mit seinem Volk begonnene Geschichte nicht abreißen lassen will, ist für Israel zum Motor der aktiven Gestaltung seiner eigenen Geschichte geworden. Das ist mehr als unsere übliche Frage, ob man aus der Geschichte lernen kann. Israel hat nicht primär aus seiner Geschichte gelernt: Es hat aus seiner Geschichte gelebt. Darauf kommt es an.

Auch das zweite Beispiel, das ich wähle, zielt in diese Richtung. Es ist eine prophetische Zeichenhandlung Jesu in der Sicht des Matthäusevangeliums. Als Matthäus den Einzug Jesu in Jerusalem und die anschließende sog. Tempelreinigung durch Jesus erzählerisch nachgestaltet, war Jerusalem ein Trümmerhaufen, und der Tempel, das Ziel des Einzugs, lag bis in den Grund zerstört. Der Zirkel der Gewalt, in dem die römischen Militärs im Jahre 70 den jüdischen Befreiungskampf niedergewalzt hatten, war für Matthäus eine Herausforderung, die Geschichte Jesu aktualisierend zu erinnern, um den christlichen Gemeinden ihren Auftrag einzuschärfen, die Geschichte Gottes mit den Menschen weiterzuführen. Durch einen Rückgriff auf die Vision des Friedensmessias von Sach 9, 9f. weist Matthäus den Weg, auf dem allein der Teufelskreis der Gewalt durchbrochen werden kann: »Saget der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir, sanftmütig und auf einem Esel reitend« (Mt 21, 5; zu »sanftmütig« vgl. Mt 5, 5). Das zur Kriegsführung absolut unbrauchbare Reittier dieses Messias ist das Gegenbild zu den Kampffrosen und Streitwagen der kriegerischen Macht, von denen in Sach 9, 10 die Rede ist. Jesus ist durch und durch ein Messias der Gewaltlosigkeit. Er kommt nicht wie ein grosser Held, nicht an der Spitze dröhnender Soldatenstiefel (vgl. Jes 9, 4), sondern als scheinbar ohnmächtiger König, der die Gemeinschaft mit dem leidenden Volk sucht. Er kommt nicht als einer, der sein Volk braucht, wie die Herrschenden dieser Erde, um an der Macht zu bleiben. Er kommt als einer, der sich selbst verbraucht für sein Volk, dem er den Anbruch der Gottesherrschaft bringt. Matthäus stellt dies eindrucksvoll heraus, indem er den Einzug im Tempel kulminieren lässt. In der sog. Tempelreinigung geht Jesus zum Frontalangriff gegen das Opfer- und Abgabesystem der damaligen Priesteraristokratie und ihrer Helfershelfer vor und offenbart, wie allein die Gottesherrschaft sich Bahn bricht. »Jesus ging in den Tempel und trieb alle Händler und Käufer aus dem Tempel hinaus; er stiess die Tische der Geldwechsler und die Stände der Taubenhändler um und sagte: In der Schrift steht: Mein Haus soll ein Haus des Gebetes sein. Ihr aber macht daraus eine Räuberhöhle. Im Tempel kamen Lahme und Blinde zu ihm, und er heilte sie« (Mt 21, 12–14). So wird dem Frieden der Weg bereitet: Jesus macht aus dem Tempel, dessen Reglement von der Sorge um Gott bestimmt ist, einen Ort, der zuallererst der Sorge um die kranken und leidenden Menschen dienen soll. Die Frie-

densarbeit von Christen, die sich von ihrer Geschichte herausfordern lassen, ist einerseits das entschiedene Nein ihres Friedensmessias zu jeder Form militärischer Macht, um andererseits alle Kräfte freizusetzen für die Hilfe an »den Lahmen und den Blinden« dieser Erde.

Wie todernt diese christliche Option ist, wird für den Historiker daran sichtbar, dass der prophetische Angriff Jesu auf den Jerusalemer Tempel und auf die mit dem Tempel verbundenen Lebensordnungen den anfälligen Kompromiss zwischen den Römern und der Tempelaristokratie so sehr gefährdete, dass die Römer daraufhin Jesus als jüdischen Rebellen hinrichten liessen. Der Messias der Gewaltlosigkeit wurde selbst zum Opfer der Gewalt – und hat dadurch noch einmal die Gewalt als mörderische Macht entlarvt und uns auf den Friedensweg der heilenden und helfenden Brüderlichkeit gewiesen.

3. Von der Lebenskraft der Erinnerung

Nicht irgendwie aus der Geschichte zu lernen, sondern aus unserer Gründungsgeschichte heraus zu leben, um diese Geschichte gottgegebenen Lebens nicht abreißen zu lassen – darauf kommt es an. Um diese Geschichte zu einem Lebensquell zu machen, müssen wir in sie hineintauchen – im Modus der Erinnerung, der memoria. Von der Kraft solcher jüdisch-christlicher Erinnerung muss deshalb noch die Rede sein.

3.1 Erinnerung stiftet Identität und Gemeinschaft

Erinnerung von Vergangenheit und Leben mit der Geschichte sind in unserer hochindustrialisierten Gesellschaft, so scheint es, suspekt geworden. Zwar locken Sonderausstellungen mit historischen Themen riesige Menschengruppen an. Aber eine geschichtsgestaltende Kraft geht von diesem musealen Hineintauchen in die Vergangenheit nicht aus. Wohl deshalb nicht, weil unsere gesamtgesellschaftlichen Bedingungen dem entgegenstehen.

In unserer Wegwerfgesellschaft, in der der Kreislauf nur funktioniert, wenn möglichst viel weggeworfen wird, hat die Vergangenheit zunehmend nur für ein paar Spezialisten Bedeutung, die sie konservieren und analysieren, wie man die Skelette der Urmenschen pflegt.

In unserer Tausch- und Bedürfnisgesellschaft, in der vor allem zählt, wofür man bezahlt wird oder bezahlen muss, ist Erinnerung kein Wert, dem man nachjagt. Erinnerung bringt keinen Profit, weder auf der Börse noch vor dem Computer.

In unserer mobilen Weltgesellschaft, in der halbe Völker entwurzelt und zerschlagen werden, damit der Weltwirtschaftskreislauf in Schwung bleibt, kann man sich, so scheint es, nicht um die Vergangenheit dieser Menschen kümmern, wo doch ihre Zukunft auf dem Spiele steht.

Gegen diese gewiss unaufhaltsamen Trends ist unsere jüdisch-christliche Erinnerung eine notwendige und heilsame Gegenkraft, die das schleichende Absacken in die Banalität und Apathie des status quo ebenso verhindern muss wie das Blindwerden gegenüber dem Geheimnis des Lebens, das Gott mit uns lebt. Wo die Erinnerung der Geschichte verschwindet, verschwinden Freiheit und Solidarität. »Nicht von ungefähr ist die Zerstörung von Erinnerung eine typische Massnahme totalitärer Herrschaft. Die Knechtung von Menschen beginnt damit, dass man ihnen ihre Erinnerung nimmt« (J. B. Metz). Wem die Erinnerung an seine Anfangsgeschichte verlorengeht, der verliert seine Wurzel und seine Identität.

Wer weiss, woher er kommt, weiss, wohin und wozu er gehört. Und wer weiss, dass viele die gleiche Herkunft und das gleiche Ziel haben, der braucht in den Ängsten

der Einsamkeit nicht aufzugeben. Er kann sich vom Lebensstrom der gemeinsamen Geschichte mittragen lassen. Gerade das jüdische Volk hat über die Jahrhunderte hinweg seine Identität und seine Gemeinschaft gerettet, weil es den Strom seiner Geschichte nicht versickern liess. Es ist weder im Schmelztiegel der altorientalischen Weltreiche noch im Bekehrungsdruck christlicher Institutionen untergegangen. Die schrecklichen Kahlschläge der Nazis haben die Substanz der jüdischen Existenz deshalb nicht zerschlagen können, weil Israels Fundament seine unzerstörbare Geschichte ist. Israels Glaube an die Zukunft, auch unter den widrigen politischen Bedingungen heute, wurzelt in der Dynamik seiner Vergangenheit. Um es mit den Worten des jüdischen Philosophen Abraham Heschel zu sagen: »Uns gehört die Vergangenheit, darum fürchten wir uns nicht vor dem, was kommt. Wir denken daran, von wo wir kamen . . . Wir erinnern uns des Anfangs und glauben an das Ende.«

3.2 Erinnerung stiftet heilsame Unruhe

Gewiss, der Ruf nach der Tradition ist in den vergangenen Jahren wieder lauter geworden. Die einen beschwören programmatisch die »gute alte Zeit«. Andere erholen sich von der Last der Gegenwart, indem sie voll nostalgischer Wehmut hineintauchen in das Gefühl, wie schön früher doch alles war. Und wieder andere verklären die Vergangenheit, so wie Kriegsveteranen die Schrecken des Todes verdrängen und nur noch ihre Heldentaten erzählen oder wie wir die ägyptischen Pyramiden bewundern und die Leiden der Bausklaven nicht wahrhaben wollen, die diese Weltwunder schaffen mussten. Nein, die jüdisch-christliche Erinnerung ist von ihrer Mitte her weder beschwörend noch verklarend. In ihr und auf ihr kann man nicht ausruhen. Denn diese Erinnerung konfrontiert nicht nur mit Leistungen und mit Triumphen, mit Ergebnissen und mit Höhepunkten. Sie konfrontiert auch mit den vielfältigen Gefährdungen der Geschichte Gottes mit seinem jüdischen und christlichen Volk. Sie konfrontiert schmerzlich mit der Arroganz und mit dem Versagen der Amtsträger von David bis Petrus. Sie konfrontiert mit der Ungeduld und mit der Verführbarkeit der Massen, vom Schrei nach den Fleischtöpfen Pharaos bis zu den Streitigkeiten der frühchristlichen Gemeinden. Sie konfrontiert vor allem mit dem Noch-nicht-Erreichten, mit dem Gewollten, aber noch nicht Eingelösten: Sie konfrontiert mit dem Ziel der Vollendung, die noch aussteht. Solche Erinnerungen sind »wie gefährliche und unkalkulierbare Heimsuchungen aus der Vergangenheit« (J. B. Metz), die wie Blitze grell und entzaubernd die Brüchigkeit und die Fraglichkeit all dessen anleuchten, womit wir uns scheinbar schon abgefunden haben. Die Erinnerungen unserer jüdisch-christlichen Anfangsgeschichte sind kein behagliches Licht für eine Existenz in vier geschlossenen Wänden. Nein, sie sind plötzlich neben uns, wie Jesus bei den Emmausjüngern, und machen uns beklemmend und befreiend zugleich bewusst, dass da noch mehr und anderes da ist als deine Familie und deine Sorgen, die dich in Beschlag nehmen. Wer sich der Leidensgeschichte Israels und Jesu aussetzt, wird in die heilsame Unruhe gestürzt, die sich nicht zufriedengibt mit den sozial- und gesundheitspolitischen Regelungen und Leistungen unserer Gesellschaft. In der Erinnerung unserer Geschichte dürfen wir Juden und Christen nicht wie die politischen Wahlkämpfer aller Parteien das Erreichte glorifizieren, sondern wir müssen das Unerreichte anklagen und einklagen, mit brennendem Herzen, das bereit ist, selbst auf den Weg des Leides zu gehen, um das Leid und die Schuld der Geschichte mitzutragen.

Was in unserer Erinnerung an tröstendem, befreiendem und veränderndem Potential steckt, geht nur denen auf, die diese Erinnerung durch ihre Taten gegenwärtig setzen. Die göttliche Ungeheuerlichkeit des Schreis »Vergib uns unsere Schuld« begreift nur der, der die Fortführung dieser Vaterunser-Bitte zum Mass seines Lebens zu machen bereit ist: »Vergib uns unsere Schuld, damit auch wir vergeben können, weil auch wir vergeben unseren Schuldigern . . .« Das Tun der Erinnerung bewahrt diese davor, zum musealen Requisit zu werden, gleich jenen toten und tödlichen Vorzeigegegenständen, mit denen totalitäre Regime ihre Jahresfeiern dekorieren. Wer sich zum »Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs« bekennt, bekennt sich dazu, die Wege, die Gott den Abraham, den Isaak und den Jakob geführt hat, nun seinerseits weiterzugehen. »Abraham, Isaak und Jakob sind nicht Prinzipien, die begriffen werden müssten, sondern Leben, die fortgeführt werden sollen« (A. Heschel). Weil der biblische Gott weder eine Idee noch eine Theorie, sondern die Fülle des Lebens ist, geht nur dem das Gottesgeheimnis auf, der sich ihm im Vollzug seines eigenen Lebens nähert. Um es in einem Fachbegriff der Theologie zu sagen: Erinnerung ist nur echt und lebendig in der Nachfolge.

Auf die bedrängende Frage: Wie kann unsere Zukunft gelingen? gibt die jüdisch-christliche Überlieferung eine eindeutige Antwort: »Und nun, Israel, was verlangt der Herr, dein Gott, von dir? . . . nur dass du in all Seinen Wegen wandelst« (Dtn 10, 12). Unsere Zukunft gelingt, wenn wir die Anfänge unserer Geschichte durch gemeinsame Taten erinnernd weiterführen.

Zu dem Unerreichten, das wir in dieser Stunde einklagen, gehört nicht zuletzt der *Auftrag* unserer gemeinsamen jüdisch-christlichen Anfangsgeschichte. Wenn der tiefste Sinn unserer gemeinsamen Ursprünge die Offenbarung jener brüderlichen Gemeinschaft ist, die wir »Volk Gottes« nennen, muss die gemeinsame Erinnerung daran uns dazu treiben, dass wir Juden und Christen in der Tat uns als Glieder dieses einen Volkes Gottes begreifen. Brüder, selbst Zwillingsbrüder, müssen nicht immer dieselben Wege gehen – aber sie haben eine gemeinsame Herkunft, eine gemeinsame Verantwortung vor ihrem gemeinsamen Vater, und sie haben ein gemeinsames Lebensziel. Unser gemeinsames Ziel ist es, jeder auf seine Weise, von der lebengebenden Kraft unseres gemeinsamen Gottes Zeugnis abzulegen und dem Kommen seiner messianischen Herrschaft den Weg zu bereiten.

Nach Auschwitz frage ich: Wenn nicht jetzt, wann eigentlich dann?

II Auf dem 21. Deutschen Evangelischen Kirchentag

A Eröffnungsgottesdienst zum Kirchentag (Düsseldorf, 5. Juni 1985)

Ansprache von Rabbiner
Dr. Albert H. Friedlander, London

Texte: Psalm 24, 1 und 1 Kor 8, 6

Meine Freunde: Wir sind am Ende des Anfangs des Weges. Noch sind wir Reisende; eine Gruppe aus vielen Städten und verschiedenen Ländern, die ihren Weg zum Kirchentag gefunden hat. Noch sind wir einander fremd, trotz der Reise, trotz des Zieles. Der Mensch bleibt ja immer auf seiner Reise – auf seiner Hinreise, wie Dorothee Sölle es uns sagt. Aber mit diesem Gottesdienst fängt etwas Neues an – für jeden von uns.

Neu ist zum Beispiel, dass die Predigt an diesem christlichen Eröffnungsgottesdienst von einem Rabbiner gehalten wird. Es ist neu in unserem Leben, aber nicht in der Geschichte des Dialogs zwischen dem Christentum und dem Judentum; nur, dass man diesem Gottesdienst treu bleiben und das Endziel unserer Reise in beiden Texten finden muss: im hebräischen Psalm und im Korintherbrief. Es ist neu, weil jede Begegnung etwas Neues ist, weil jeder Mensch, mit dem wir uns zusammenfinden, etwas Individuelles, etwas Eigenes an uns weitergibt – aber die Erfahrungen der Reise wiederholen sich in jedem Leben.

Meine Reise ist die Reise des Erzvaters Jakob ... (1 Mose 28, 10) ... da traf es sich, dass er an die (heilige) Stätte kam, und er blieb daselbst über Nacht; denn die Sonne war untergegangen. Und er nahm einen von den Steinen der Stätte, tat ihn unter sein Haupt und legte sich an dieser Stelle schlafen. Da träumte ihm, eine Leiter sei auf die Erde gestellt ...

Den Traum kennen wir, auch die Himmelsleiter. Nur kommt es öfters, dass wir die Reise vergessen, die Flucht aus der Nacht des Hasses und in die dunkle Fremde, dass wir die Steine vergessen, die auf Gottes Erde lagen und die ein Kopfkissen wurden. Im harten Stein fand sich die Offenbarung, die Himmelstür. Und doch blieb Jakob ein Flüchtling. Trotz der Offenbarung musste er sagen:

Wie furchtbar ist diese Stätte ...
Gottes Haus ...
die Pforte des Himmels ... (Gen 28, 17).

Denn die Offenbarung kommt im Leid, in der steinernen Landschaft; und sie kommt in der Furcht, in der Begegnung mit dem *mysterium tremendum*. Sie kommt in der Begegnung mit dem Mitmenschen – und das ist auch Leiden und Furcht.

Vielleicht haben wir uns schon öfters getroffen. Ich erinnere mich an andere Kirchentage: Nürnberg, Hamburg, Hannover. Da sprach ich über den Glauben nach Auschwitz; über meine Hoffnung für die Zukunft; über meinen Schmerz innerhalb der Gegenwart. Auch machten wir einen Versuch über eine Friedenstheologie; und wir sprachen von der Versöhnung zwischen dem Menschen und der Erde; zwischen Mensch und Mensch; zwischen Mensch und Gott. Jetzt müssen wir die Arbeit weiterführen, in der Hoffnung und der Überzeugung, dass jede

Reise zur Versöhnung führt, solange wir uns dieser öffnen. So sagte auch Jakob: »Dieser Stein soll ein Gotteshaus werden«; und am Ende führte ihn dieser Stein in das gelobte Land zurück.

Hier kommen wir zum ersten Text dieser Eröffnungszeit:

(Psalm 24, 1): Die Erde ist des Herren und was sie erfüllt, der Erdkreis und die darauf wohnen.

Wo wir auch wandern, wo wir auch Steine finden, sind wir immer im Bereich des Herren. Wir stehen auf dem Urgrund unserer Existenz, auf der Welt der göttlichen Schöpfung. Die Welt selbst ist Offenbarung. Jeder Tag – und jede Nacht. Wahr ist es, dass wir diese Welt Gottes auch als eine gefährdete, zerbrechliche und bedrohte Welt finden: Bangladesch und tragisches Leiden kam diesmal nicht durch die Feindschaft des Mitmenschen, sondern durch die unerbittlichen Strukturen des Naturgesetzes, durch die Flut, durch die Zerstörung. »Die Erde ist des Herren!« – spricht dies zu unserer Not? Die Nürnberger Parole hieß: »Zur Hoffnung berufen!« – so etwas könnte Trost für die Zukunft geben. Und in Hamburg sagte man: »Fürchte dich nicht!« – auch ein Wort für diese Zeit. Auch Hannovers »Umkehr zum Leben« könnte auf neue Weise gedeutet werden: ganz existentiell gesehen als ein Weg aus dem zerstörten Land in eine hilfreiche Welt des Mitmenschen. Aber der Text von heute besteht dennoch:

Die Erde ist des Herren und was sie erfüllt, der Erdkreis und die darauf wohnen.

In seiner Einleitung zu diesem Thema sprach Wolfgang Huber über das Echo im Evangelium dieses hebräischen Textes:

»Die Erde ist des Herren ... das ist die Zusage des Evangeliums ... Gott hält die Erde und unser Leben in seiner Hand, allen Bedrohungen zum Trotz. Er begegnet uns als der, der die Welt und uns Menschen in ihr aus Freiheit liebt. Alles Geschaffene wird in diesem Horizont als Einheit gesehen. Diese Losung ist Zusage und Provokation zugleich.«

Die Provokation besteht in der Mahnung, dass die Welt uns nur zur Fürsorge anvertraut wurde, dass wir verantwortlich sind, dass wir an der Schöpfung teilnehmen und dass der Mensch selbst ein Bestandteil der geschaffenen Welt bleibt, der sich gegen die Zerstörung immer stellen muss. Plötzlich, auf der Reise, in unsere eigenen egoistischen Betrachtungen verstrickt, in unserem eigenen Leiden festgehalten, kommen wir in das Tal des Todes, wo andere sterben. Da kann man nicht einfach vorbeireisen, auf dem Weg zum Kirchentag, da muss man anhalten und helfen. Das Todestal kann Bangladesch heißen; oder Libanon; oder es kann viel näher liegen. Aber wir finden es hier am Kirchentag, in Düsseldorf; es ist im Zentrum. Unser Denken, Beten und Glauben lebt in der Verantwortung für die Welt, für die Schöpfung, die durch uns weitergeführt wird. Nur wenn wir dies wissen, können wir uns den anderen Texten dieser Tagungen stellen. Luthers Übersetzung des 24. Psalms fängt so an: »TEVEL« »Der Erdboden« – die griechische Übersetzung spricht hier von Ökumene, dem ganzen bewohnten Erdkreis: Die Christenheit wird hier in die Gemeinschaft der »eigenen Welt« gestellt und verpflichtet zur Gemeinschaft. Aber wie und warum seid ihr Christen? Hier kommen wir zum Korintherbrief:

»So haben wir doch nur einen Gott, den Vater, von dem alle Dinge sind und wir zu ihm; und einen Her-

ren Jesus Christus, durch den alle Dinge sind und wir durch ihn.«

Ohne diese Worte könnte es keinen Kirchentag geben. In dem einen Gott vereint, auf dem Erdboden, dem ganzen bewohnten Erdkreis als eine Welt zusammengekommen, müssen wir uns trotzdem unserer Individualität bewusst sein: die Situationen unserer Hinreise waren verschieden; ihr kommt als Christen. Ich bin ein Jude, auf demselben Weg, der von euch gegangen werden muss. Was seid ihr? Was ist die Christenheit? Und, das Wichtigste, die Bonhoeffer-Frage aus *Widerstand und Ergebung* von 1944: »Die Hauptfrage ist, wer für uns eigentlich Christus ist?« Hier kommt das eigentliche Bekenntnis der Christenheit, das jeden Christen mit dem Herren Jesus Christus verbindet, durch den alle Dinge sind. Das Dynamische zwischen den beiden Texten, die wir heute gelesen haben, muss hier zum Ausdruck kommen. Im ersten Text war ADONAI – Kyrios nach der Septuaginta – der Gott Israels. Der zweite Text spricht von dem einen Herren Jesus Christus, durch den alle Dinge sind – also Christos Kyrios, wie wir es auch im Kolosserbrief finden. Das bedeutet noch nicht, dass die christliche Losung des letzten Tages schon jetzt besteht: »Die Erde ist des Herren Christus.« Noch gibt es eine Spannung zwischen den Texten, die nicht nur das Judentum dem Christentum gegenüberstellt. Es ist vielmehr die Spannung des Menschenlebens, die Selbsterkenntnis unserer eigenen Existenz, die für den Christen innerhalb des Korinther-Textes steht: Gott – *von* dem alle Dinge sind . . . Jesus Christus, *durch* den alle Dinge sind.

»Was ist Christus für uns?« fragte Bonhoeffer – und dann ging er den Weg durch Christus, der ihn in das Tal des Todes führte, ein Zeuge der Verantwortung für den Mitmenschen.

Als ein Mitreisender eurer Gruppe, vom Parallelweg zu euch gestossen, empfinde ich dieses Leben – wie auch viele andere Lebenszeugnisse – als eine Erklärung dieses Textes: Ein gläubiger Christ kommt *durch* Jesus *zum* Gott der Schöpfung, zum Herren, der den Menschen Verantwortung gibt zur Vollständigkeit des Lebens. Aber jeder Christ muss an seiner eigenen Befreiung arbeiten: Wie hört *ihr* dieses Wort? Was bedeutet es für *euch*? Was für einen Unterschied werden diese Worte in den nächsten Tagen in eurem Leben schaffen? Findet ihr den Weg zu allen Dingen durch Jesus Christus? Zum Mitmenschen? Zu mir? Zu der Verantwortung an der Schöpfung? Zur Freude an das Leben als Christ, zum Mut und zum Leiden wie Bonhoeffer?

Genau in diesem Moment hält ein Freund von mir die Predigt in der Dietrich-Bonhoeffer-Kirche. Wir beide arbeiten gerade an einer gemeinsamen Autobiographie – was sicher etwas Seltsames ist. Er ist anglikanischer Priester, und ich bin Rabbiner. Aber Paul Oestreicher und ich lebten in Berlin zur Zeit der Kristallnacht und hatten ähnliche Erlebnisse. Im Jahr 1939 retteten wir unser Leben durch die Flucht. Pauls Schiff ging nach Neuseeland, und mein Schiff landete in Havanna/Cuba. Pauls Vater war jüdischer Geburt. Aber er wurde als Christ erzogen und hörte das Wort des Herren Jesus Christus als ein junger Mann. Das Wort führte ihn in die Kirche, zum Gottesdienst und zum Dienst an den Mitmenschen. Auch ich erfuhr in meiner Jugend, dass die Welt dem Herren gehört, und so wurde ich Rabbiner. Nie entfernte mich dies von meinem christlichen Freunden. Mein Pilgerweg hatte auch die Stationen Selma und Montgomery, Alabama, wo ich mit Martin Luther King, Ralph Bunche und einigen anderen ein Mitglied einer kleinen Tischgesellschaft war, die ihre Tafel auf einem Baumstumpf an der Seite der Landstrasse hielt. Auch kam es zu einem gemeinsamen

Gottesdienst in Brown Chapel, in Selma. Und Paul Oestreicher und ich kamen zusammen in London, am Trafalgarplatz, um den Tod des ermordeten Martin Luther King zu beweinen. In den Jahren danach arbeiteten wir zusammen, als Christ und Jude, als Mitschöpfer in einer Welt, die Paul als seine Verantwortung sah, weil er Jesus Christus gehört hat, und an der ich arbeiten muss, weil ich im Zeichen des Gottesbundes lebe. Am 10. Mai waren wir zusammen in der DDR, beide Vertreter des Erzbischofs von Canterbury, um an einigen ökumenischen Gottesdiensten teilzunehmen. An diesem Tag waren wir in Sachsenhausen, einst KZ und jetzt Gedenkstätte, um eine Mahnung an die ökumenischen Besucher und an die deutschen Gastgeber zu bringen: Wie kann man, wie darf man sich als Christ bezeichnen, wenn man diese Vergangenheit vergisst?

Öfters haben wir die Mahnung von Theodor Adorno gehört: »Kein vom Hohen getöntes Wort, auch kein theologisches, hat unverwandelt nach Auschwitz ein Recht.« Paulus sprach das Wort vom Herren Jesus Christus in einer Welt, die das Leiden Jesu in die Gedankenwelt des neuen Christentums hineingebracht hatte, aber die Wiederauferstehung als die eigene und grosse Freude feiern konnte. Alles war in Christus für diese junge Gemeinde. Wie steht es mit euch heute? Ich denke an meinen Freund Paul Oestreicher, der diesen Text in diesem Moment bespricht. Und ich weiss, dass er diesen Text nicht unverwandelt lässt. In Auschwitz war der Tod und nicht die Auferstehung. Auschwitz und Golgatha sind etwas ganz anderes. Adorno fragt, inwieweit Gott selbst dadurch »beschädigt« wird durch das, was Menschen einander antun (so W. Huber). Diese Frage muss die Theologie unserer Zeit beherrschen. Sie gehört zum Kirchentag, zum Moment, wo der gläubige Christ sich wieder zum Herren Jesus Christus zurückfindet. ETWAS muss sich ändern. Das Glaubensbekenntnis? Der Mensch? Oder Gott? Wenn wir Gott in der ganzen Welt sehen, wenn gläubige Christen alles in Jesus Christus sehen – dann müssen wir uns eben ändern – sonst kann der Glaube scheitern.

Wir sind noch auf der Hinreise; und wir haben noch so viel zu lernen. Als Gläubige – ungläubig oder nicht – bejahen wir die Texte dieses Gottesdienstes, die geschaffene Welt – Erdboden und Menschheit, in der wir Gott finden. Die christliche Identität wird gesichert durch das Wissen um Jesus; unsere gemeinsame Existenz wird gestärkt durch den Pilgerweg, durch die Träume in der Leidensnacht, durch das Wissen um den Mitmenschen. Das Einleitungsheft für den Kirchentag brachte eine Geschichte von Martin Buber:

Das Ende der Nacht

Ein Rabbi fragte seine Schüler: »Wann ist der Übergang von der Nacht zum Tag?« Der erste Schüler antwortete: »Dann, wenn man ein Haus von einem Baum unterscheiden kann.«

»Nein«, gab der Rabbiner zur Antwort.

»Dann, wenn ich einen Esel von einem Pferd unterscheiden kann«, versuchte der zweite Schüler zu antworten.

»Nein«, antwortete der Rabbi. Und so versuchten die Schüler nacheinander, eine Antwort auf die gestellte Frage zu finden. Schliesslich sagte der Rabbi: »Wenn du das Gesicht eines Menschen siehst und du entdeckst darin das Gesicht deines Bruders oder deiner Schwester, dann ist die Nacht zu Ende, und der Tag ist angebrochen.«

Möge das Ende der Nacht bald kommen; in Gottes Welt, in unserer Zeit.

Amen.

B 1 Ein Gott – Wieviel Wege

Eine jüdisch-christliche Unterwegsbesinnung

1. Begrüssung durch Herrn Lorenz und Irving Levine

2. Liebe Freunde,

Edna: Dieser Eröffnungsgottesdienst trägt Züge eines »Werkstatt«-Gottesdienstes. Wir haben uns der allgemeinen Liturgie für diesen Gottesdienst – die vom Kirchentag vorgeschlagen wurde – nicht angeschlossen. Gleichwohl möchten wir uns dem Text stellen, der jetzt in allen anderen Gottesdiensten die Grundlage für die Predigt liefert. Weil es nun so eine Art Werkstattgottesdienst ist, möchten wir einiges zur Einleitung sagen und auch uns selbst kurz vorstellen.

Seit einigen Jahren versucht die AG »Juden und Christen« beim DEKT, sich in die Reihe der allgemeinen Eröffnungsgottesdienste einzureihen, und dies mit einem eigenen Beitrag.

Frühere Versuche bauten auf Gebeten aus der jüdischen und der christlichen Liturgie auf. Diese Form der Feiern war sicherlich ein sehr guter Anfang. Ihr grosser Vorzug war, dass sie die vielen Gemeinsamkeiten zwischen Juden und Christen sehr deutlich aufzeigte. Darüber hinaus bot sie Möglichkeit, auch auf der emotionalen Ebene eine Nähe zu spüren.

Es kam dann aber ein Punkt, wo nach den weiterhin bestehenden Differenzen gefragt wurde. Gewiss, diese wurden jahrhundertlang in den Vordergrund gestellt – sollen auch wir sie wieder betonen? Nein, wir wollen sie keineswegs betonen, aber wir wollen sie auch – bei aller Freude über die wiederentdeckten Gemeinsamkeiten – nicht verschweigen.

Diese unterschiedlichen Aspekte zu vereinbaren ist unser Versuch heute. Bitte versteht es also als einen Versuch.

Wir selbst sind Mitglieder der AG »Juden und Christen«. Unsere musikalischen Begleiter sind Vikarin Maria Hiller (Flöte) und Pfarrer Martin Majer (Klavier). Sie werden gleich – zusammen mit Kantor Gerald Rosenfeld – den Refrain eines Liedes aus der jüdischen Liturgie mit uns einüben.

Die ganze Besinnung mit vorbereitet hat Pfarrer Gerhard Bauer, er sollte heute eigentlich mit uns hier stehen. Leider ist er erkrankt und kann die übernommenen Aufgaben beim Kirchentag nicht wahrnehmen. Wir wünschen ihm baldige Genesung. Seine Stelle bei den Wortbeiträgen hat Pfarrer Christoph Grüneisen übernommen. Ferner werden diese Beiträge von Pfarrer Ulrich Schwemer für den christlichen Part und Johann Schwarz und mir selbst, mein Name ist Edna Brocke, als Juden gesprochen.

3. *Gerald:*

Adon olam ascher malach
b'terem kol jetzir niwra
l'et na'ssa w'cheftzo kol
asaj melech sch'mo nikra.

Der Herr der Welt, er hat regiert, eh' ein Gebild geschaffen war,

Zur Zeit, da durch seinen Willen das All entstand, da wurde sein Name König genannt,

Und nachdem das All aufhören wird, wird er allein, der Ehrfurchtbare, regieren.

Er war, er ist, und er wird sein in Herrlichkeit.

Er ist einzig, und kein Zweiter ist da, ihm zu vergleichen, zuzugesellen.

Er ist ohne Anfang, ohne Ende, ihm ist die Macht und die Herrschaft.

Er ist mein Gott, und mein Erlöser lebt, der Fels meines Anteils zur Zeit der Not.

Er ist mein Panier und Zuflucht mir, der den Kelch mir reicht am Tage, da ich rufe.

In seine Hand empfehle ich meinen Geist zur Zeit, da ich schlafe und erwache,

Und mit meinem Geist auch meinen Leib, Gott ist mit mir, ich fürchte mich nicht.

4. *Juden/Jansci:* Dieses Lied aus unserer Liturgie (z. B. am Ende des Freitagabendgottesdienstes) betont die Einzigkeit Gottes. Deshalb haben wir es auch ausgewählt.

Diese Grundüberzeugung wollen wir Euch auch mittels eines unserer ältesten und bis heute wichtigsten Gebete vortragen, und deshalb bitten wir Euch aufzustehen:

Gerald/Jansci:

Höre, Israel, Gott, unser Gott, Gott ist einzig.

Jansci: Ihr kennt es aus dem 5. Buch Mose (6, 4). Vielleicht würdet Ihr es als ein jüdisches Glaubensbekenntnis bezeichnen. Ihr könnt Euch daher denken, dass unsere reichhaltige Auslegungstradition gerade zu diesem Vers sehr viele und auch unterschiedliche Auslegungen entwickelte.

So fragen sich unsere frühen Ausleger, wieso denn dieser Vers überhaupt gesagt wurde? An wen richtete er sich? Auf welchem Hintergrund der Existenz ist er verständlich?

Und so begannen sie erst einmal mit einigen Beobachtungen. An keiner Stelle in der hebräischen Bibel heisst es etwa: »... und sage den Söhnen Abrahams« oder »... sage den Söhnen Isaaks«, nein, es heisst immer nur »... sage den Söhnen Israels«. (Ihr erinnert Euch ja, dass Israel der Name war, den der Engel Jakob gab, nachdem die beiden miteinander gerungen hatten und Jakob siegte.)

Diese Beobachtungen begründen unsere Ausleger nun wie folgt: Von Abraham stammte ja auch Ismael ab (nicht nur Isaak) und Ismael war ein Götzendiener. Und von Isaak stammte neben Jakob auch Esau ab, der kein gottgläubiger Mann war. Deshalb fürchtete Jakob Zeit seines Lebens, dass unter seinen zwölf Söhnen auch einer sein könnte, der nicht an den einen, einzigen und unsichtbaren Gott glaubt. Um also das »sh'ma Jisrael« zu verstehen, erzählten sie diesen Vers weiter, und zwar so:

Edna: Als Jakob auf dem Sterbebett lag, rief er seine Söhne zu sich. Er warnte sie, einen jeden von ihnen einzeln, um sie am Ende noch einmal alle zusammen an seinem Bett zu versammeln, und fragte sie dann: »Hegt ihr einen Zweifel gegen jenen, der die Welt mit seinem Wort erschaffen hat?«, und sie antworteten ihm: »Höre Israel, (wir hegen keinen solchen Zweifel, denn) Gott, unser Gott, Gott ist einzig.«

Jansci: Diese Auslegungsform nennen wir »Midrasch«. Vielleicht hat euch dieser Midrasch gezeigt, wie stark wir in dem Ein-Gott-Glauben verwurzelt sind.

Wir heutigen Juden stehen damit ungebrochen in der »Kette der Generationen« unserer Erzväter Abraham, Isaak und Jakob. Wir glauben an denselben unteilbaren Gott, an den unsere Väter geglaubt haben.

Edna: In den Worten aus 1 Korinther 8, 6 hören wir dagegen: »So gibt es doch für uns nur einen Gott, den Vater, von dem alle Dinge sind und wir zu ihm, und einen Herrn, Jesus Christus, durch den alle Dinge sind und wir durch ihn.«

Wenn wir Juden das hören, drängt sich uns die Frage auf, ob Ihr Christen auch an diesen einen und unteilbaren Gott glaubt?

5. *Christen/Christoph*: Darauf können wir ganz klar antworten: Ja, auch wir Christen glauben an diesen einen, unteilbaren Gott. Wir kennen und verehren nicht zwei oder gar drei Götter. Nur einen. Das gilt – auch wenn wir gleichzeitig sagen, dass wir einen anderen Zugang als Ihr Juden zu diesem einen Gott brauchen und haben: nämlich den Zugang über den Sohn – Jesus Christus – und durch den Heiligen Geist. Wir sind nicht – wie Ihr – »unmittelbar zu Gott«. Aber wir glauben nur an Einen Gott. Das sagt Paulus in der ersten Hälfte unseres Brieftextes ja auch ganz unmissverständlich: »Wir haben doch nur einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge sind und wir zu ihm.«

Das übrige Neue Testament sagt dazu nichts anderes.

– Die ganze Verkündigung Jesu, so wie sie uns in den ersten drei Evangelien überliefert wird, zielt darauf ab, eben diesen Glauben an den einen Gott einzuschärfen:

– »Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen«, sagt Jesus, als der Teufel in der Wüste ihn versucht (Mt 4, 10) – und er zitiert dies aus demselben 6. Kapitel des 5. Buches Mose, aus dem Ihr vorhin zitiert habt.

– »Niemand kann zwei Herren dienen ... Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon«, sagt er in der Bergpredigt zu denen, die sich sorgen um Essen, Trinken, Kleidung und die Länge ihres Lebens (Mt 6, 24).

– Und als er gefragt wurde von einem Schriftkundigen, welches denn für ihn das höchste Gebot sei, antwortete Jesus mit den Worten, die Ihr Juden uns eben als eins Eurer ältesten und wichtigsten Gebete in Erinnerung gerufen habt. Im Markusevangelium heisst es: »Das vornehmste Gebot ist: ›Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist allein der Herr, und du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte und mit allen deinen Kräften.«

– Und am Ende des Neuen Testaments – in der Offenbarung des Johannes – lesen wir: »Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht Gott der Herr, der da ist und der da war und der da kommt, der Allmächtige.« (Offb 1, 8)

Neben diesem A und O gibt es für uns kein B und kein C, kein X und kein U – keinen anderen Gott, keinen anderen Anfang, kein anderes Ende, keinen, mit dem Gott seine Allmacht teilen müsste.

Ulrich: Darum kann einer der wichtigsten Lehrer unserer Kirche in diesem Jahrhundert – Karl Barth – kurz und bündig formulieren: »Dass Gott in sich selber und in allen seinen Werken Einer, beständig und ewig und eben damit auch allgegenwärtig, allmächtig und herrlich ist.«

So teilen wir Christen mit Euch Juden den Glauben an den Einen Gott. Wir haben von Euch gelernt, keine andere Macht als Gott anzuerkennen: Weder Cäsar noch Mammon, noch Baal; weder eine politische Macht noch eine wirtschaftliche Macht, weder die Natur noch irgendeinen Zeitgeist. Ich weiss wohl, dass wir im Verlauf unserer Christentums- und Kirchengeschichte viel, viel anfälliger als Ihr Juden für alle möglichen Götzen gewesen sind, und dass wir es noch sind aufgrund unserer Verstrickungen in die Macht. Und das ist für uns ein ständiger Anlass zur Umkehr und zur Überprüfung unserer Theologie und unseres kirchlichen Selbstverständnisses.

Dass unser Glaube ein Glaube an den einen Gott ist, können wir zum Beispiel mit den Versen aus einem unserer Loblieder ausdrücken – und ich hoffe, dass dies auch Juden mitsingen und im 2. Vers Christen so anreden können:

»Ihr, die Ihr Christi Namen nennt, gebt unserm Gott die Ehre.« Dieses Lied wollen wir nun miteinander singen.

6. *Lied*:

Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut,
dem Vater aller Güte,
dem Gott, der alle Wunder tut,
dem Gott, der mein Gemüte
mit seinem reichen Trost erfüllt,
dem Gott, der allen Jammer stillt.
Gebt unserm Gott die Ehre.

Ihr, die ihr Christi Namen nennt,
gebt unserm Gott die Ehre.

Ihr, die ihr Gottes Macht bekennt,
gebt unserm Gott die Ehre.

Die falschen Götzen macht zu Spott,
der Herr ist Gott, der Herr ist Gott!

Gebt unserm Gott die Ehre! (Johann Jakob Schütz, 1675)

7. *Juden/Edna*: Wenn Euch Christen unsere Aussage über Gottes Einzigkeit und Unteilbarkeit überzeugt, dann freut uns das. Nicht immer waren christliche Aussagen zu dieser Frage so eindeutig. Deshalb freut uns Eure Antwort besonders. Wenn wir uns aber den heutigen Korinthertext noch einmal anhören, dann möchten wir Euch doch noch ein wenig weiter fragen: Ist es denn nicht auch so, dass in einigen Gebeten bei Euch Jesus an die Stelle Gottes getreten ist? Und von der Praxis her gefragt: Ist es denn nicht auch so, dass viele Christen zu Jesus beten und nicht allein zu Gott? Wenn es so ist, dann fällt es uns schwer – von unserem eindeutigen Ein-Gott-Glauben herkommend – nachzuvollziehen, dass Ihr den gleichen unteilbaren, einzigen Gott anbetet.

Vielleicht verdeutlicht ein kurzer Midrasch diese Frage etwas besser. Darin heisst es:

»Und der Heilige g. s. e. sprach zu Israel und sagte: ›Meine Söhne, seht, alles was ich erschaffen habe, habe ich paarweise in die Welt gesetzt: den Himmel und die Erde – paarweise; Sonne und Mond – paarweise; Adam und Eva – paarweise; diese Welt und die zukünftige Welt – ein Paar. Nur meine Kawod (Herrlichkeit) ist einzig und besonders in der Welt, denn es heisst: ›Höre Israel, Gott, unser Gott, Gott ist Einzig.«

Wie verträgt sich so ein Midrasch mit dem Korinthertext, wo doch neben Gott noch von »dem Herrn Jesus Christus« die Rede ist?

8. *Christen/Ulrich*: Eure Anfrage weist uns auf ein grosses Problem hin: Tatsächlich wurden Gott und Jesus Christus in der Tradition unserer Kirche oft so behandelt, dass die Einheit und Unteilbarkeit Gottes zumindest drohte zu zerbrechen, wenn sie nicht sogar zeitweise tatsächlich verloren ging.

Bis heute geschieht es, dass Christen Jesus an die Stelle Gottes setzen und damit Gottes Einheit aufgeben. Aber sie können sich dabei nicht auf die Bibel berufen, auch nicht auf Paulus. Sogar der Vers aus dem ersten Korintherbrief löst die Einheit und Einzigartigkeit Gottes nicht auf.

Der Anlass seines Bekenntnisses zu dem einen Gott und dem einen Herrn Jesus Christus ist ja nicht ein Beitrag zu dogmatischen Auseinandersetzungen. Es geht um ein aktuelles Problem, nämlich um den Umgang mit Speisen, die Götzen geweiht sind. Paulus fragt sich, welche Folgen der Genuss von Götzen geweihtem Fleisch für einen Christen haben kann. Begeben sich Christen durch den Genuss von solchen Speisen schon in die Gewalt fremder Götter? Es ist eine Frage nach der Glaubensstärke des einzelnen Christen. Und wer Gefahr läuft, doch noch fremden Göttern Macht zuzutrauen, enthält sich besser dieser Speise. Paulus beschäftigt sich mit einer Frage aus dem Alltag der Christen seiner Zeit. Und wenn auch heute das Götzen-

opferfleisch nicht mehr unser Problem ist, so wissen wir doch, dass auch wir heute unsere Götzen haben, die unseren Glauben gefährden. Vielleicht sind es nur die Autos, die uns ein Gefühl der Stärke oder Macht vermitteln. Aber auch unsere Sehnsucht nach Karriere, Geltung und Macht kann unser Leben beeinflussen wie ein Götze. Heute verlieren diese »Götzen« ihren Glanz, und oft sind Menschen dann ganz ohne Orientierung, suchen nach Ersatzreligionen, steigen aus, bauen sich selber ihre Götzen.

9. *Juden/Jansci*: Auch wenn unsere Geschichte anders verlief als Eure, standen und stehen wir vor einer ähnlichen Wirklichkeit.

10. *Christen/Christoph*: Hier wird es für uns heute wie für Paulus damals notwendig zu sagen, was wir meinen, wenn wir von Gott, wenn wir von Jesus sprechen.

Eure Anfrage mahnt uns, hier aufmerksamer unseren Glauben auszudrücken, uns selber bewusster zu machen, was Jesus als unser Herr für unseren Glauben bedeutet. Er ist für uns der Weg zu dem einen Gott, vor dem die Nichtigkeit aller alten und modernen Götzen offenbar wird. So müssen wir uns fragen: Was wären wir ohne Jesus?

Ohne ihn fehlte uns der Zugang zur Hebräischen Bibel
Ohne ihn fehlte uns das Vertrauen auf Gott den Schöpfer und Bewahrer

Ohne ihn fehlte uns die Gewissheit der Teilhabe am Bund Gottes mit Israel

Ohne ihn fehlte uns die Hoffnung auf die endliche Erlösung aller Menschen.

Wir glauben, dass Jesus uns in all diesem Mittler ist, dass wir durch ihn auf den Gott hingewiesen werden, der sich am Sinai Eurem Volk offenbart hat. Mit ihm, so glauben wir, hat die Zeit begonnen, in der Gott alle Menschen in den Bund einlädt, den er mit Israel zuerst geschlossen hat. In Jesus wird Gott in unserer Mitte offenbar.

11. *Lied*:

Grosser Gott, wir loben dich!
Herr, wir preisen deine Stärke.
Vor dir neigt die Erde sich
und bewundert deine Werke.
Wie du warst vor aller Zeit,
so bleibst du in Ewigkeit.

Alles, was dich preisen kann,
Cherubim und Seraphinen,
stimmen dir ein Loblied an,
alle Engel, die dir dienen,
rufen dir stets ohne Ruh:

»Heilig, heilig, heilig« zu!

Herr, erbarm, erbarme dich!
Auf uns komme, Herr, dein Segen.
Leit und schütz uns väterlich,
bleib bei uns auf allen Wegen.
Auf dich hoffen wir allein,
lass uns nicht verloren sein.

(nach dem altkirchlichen Te Deum von Ignaz Franz, 1771)

12. *Ulrich*: Wir wollen nun miteinander das Gebet sprechen, das Jesus seine Jünger lehrte. Doch eigentlich lehrte er seine Jünger nichts Neues, sondern das, was ihm aus seinem jüdischen Glauben heraus geläufig war. Zu diesem Gebet wollen wir uns erheben.

Vater unser im Himmel
geheiligt werde dein Name
dein Reich komme
dein Wille geschehe
wie im Himmel, so auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute
und vergib uns unsere Schuld
wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen.
Denn dein ist das Reich und die Kraft
und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

13. *Edna*: Am Schluss unseres Gottesdienstes wollen wir noch einmal das Lied singen, in dem in der jüdischen Liturgie die Einzigkeit Gottes betont wird:

Gerald:

Adon olam ascher malach
b'terem kol jetzir niwra
l'et na'ssa w'cheftzo kol
asaj melech sch'mo nikra.

B 2 Manfred Rexin: Warum Auschwitz nicht vergessen werden darf*

40 Jahre nach Auschwitz ermitteln Justizorgane immer noch gegen Deutsche, die in dem Verdacht stehen, schwere Schuld auf sich geladen zu haben. Es gab einen Film in der Nachkriegszeit mit dem Titel »Die Mörder sind unter uns«. Auch 40 Jahre danach sind einige der Mörder immer noch unter uns.

Aber wie soll man denn nun mit ihnen verfahren? Gerechtigkeit 40 Jahre nach Auschwitz? Wie ist umzugehen mit einem, der vor 43 oder 42 Jahren Verbrechen beging und der dann seit vier Jahrzehnten das Leben eines, wie man so sagt, braven, unbescholtenen Bürgers geführt hat, unauffällig, ehrbar, geachtet von denen, die seine Vergangenheit nicht kennen?

Gerechtigkeit nach so langer Zeit? Die Zentrale Ermittlungsstelle der Länderjustizverwaltungen in Ludwigsburg hat ausgerechnet, dass das Durchschnittsalter der in ihren Akten verzeichneten Angeklagten derzeit bei 73 Jahren liegt. Nach der Statistik dieser Ludwigsburger Stelle sind auf dem Boden des westlichen Deutschlands seit Kriegsende gegen 90 196 Personen Ermittlungen wegen NS-Verbrechen eingeleitet worden. Bis zum 1. Januar dieses Jahres wurden 6478 Personen rechtsgültig verurteilt. 82 467 Fälle wurden ohne Bestrafung abgeschlossen. Einige hundert Akten liegen noch auf den Tischen der ermittelnden Staatsanwälte – 40 Jahre danach.

Es waren die bösen Versäumnisse nicht des Jahres 1945, sondern der 50er und der frühen 60er Jahre, die uns eine Last auferlegt haben, mit der wir heute gar nicht mehr fertig werden können. Auch dies gehört zur Betrachtung des Themas.

Verantwortung für solche Versäumnisse trägt nicht nur die Justiz dieser Zeit der 50er und 60er Jahre. Die politischen Umstände im Kalten Krieg haben es damals den ohnehin zögernden Staatsanwälten und Gerichten leichtgemacht, sich einer Aufgabe zu entziehen, die damals zu lösen gewesen wäre und die heute fast unlösbar erscheint. Die Akten schliessen? Nun, das heisst nicht, sie nicht immer wieder aufzublättern, um unsere historischen Erinnerungen aufzuhellen¹. Denn diese Akten sind, wie ich denke, eine einzigartige Quelle der Einsicht in das, was Menschen anzurichten vermögen.

* In: Kirchentagstaschenbuch '85, S. 56 f.

¹ vgl. hingegen: Volksgerichtshof und bundesdeutsche Justiz; Einstellung von Ermittlungen gegen Richter und Ankläger des ehemaligen »Volksgerichtshof« (s. u. S. 89 f.).

Wie wurden diese Mörder möglich, von denen einige immer noch unsere Zeitgenossen sind? Waren sie die Produkte einer ganz bestimmten nationalsozialistischen oder faschistischen Schule? Für mich ist eine der bedrückendsten Einsichten, dass die Täter in einer Welt gross geworden und erzogen worden sind, die von der unsrigen so fern nicht war.

Hitler hat in den frühen 30er Jahren einmal in einem Gespräch von seiner Pädagogik gesprochen, von einer Pädagogik, die eine gewalttätige, herrische, unerschrockene und grausame Jugend heranzüchten müsse.

Aus einer Nation von 80 Millionen – so viele Einwohner zählte das »grossdeutsch« genannte Reich nach dem erzwungenen Anschluss Österreichs – ist eine nicht genau bestimmbare Zahl von Gewalttätern, von Mördern hervorgegangen. Die Zahl, die unmittelbar an der Tötung von Zivilisten und Kriegsgefangenen beteiligt war, war gewiss höher als 80 000 – sie war vermutlich niedriger als 800 000 –, und, von ganz wenigen abgesehen, stammte der weit überwiegende Teil der Mörder eben nicht aus den Schulen des Dritten Reiches, nicht aus den Napola, aus den nationalsozialistischen Erziehungsanstalten, sie waren weder an Adolf-Hitler-Schulen noch auf den Ordensburgen des Dritten Reiches gedreht worden. Sie waren vielmehr aufgewachsen und zur Schule gegangen im wilhelminischen Deutschland, im habsburgischen Österreich-Ungarn und in den schwachen Republiken, die auf den Ersten Weltkrieg folgten.

Die Raubtiere, die Hitlers Pädagogik im Sinn hatte, gab es also längst, als er sich mit Hilfe mächtiger Verbündeter aus Adel und Bürgertum, Industrie und Mittelstand, Banken und Reichswehr den Weg in die Reichskanzlei bahnte. Die Raubtiere, die er brauchte, um seinen Wahn zu verheerender Wirkung zu bringen, waren offensichtlich möglich geworden in einer Gesellschaft, die vor ihm unabhängig von ihm existierte, in einer sozialen Ordnung, die man mit einem zugegebenermassen ungenauen Begriff »bürgerliche Gesellschaft« nannte und die uns Nachgeborenen heute so fern ist.

Ich meine, dass wir deshalb die Erinnerung an Auschwitz nicht aus dem Gedächtnis tilgen dürfen, und zwar aus dem Gedächtnis unserer und künftiger Generationen, weil wir nur so lernen, wie die Wiederkehr des Schreckens verhindert werden kann. Das nationalsozialistische Regime, der deutsche Faschismus haben uns eben auf fürchterliche Weise gelehrt, wozu Menschen in einer falschen Organisation der Gesellschaft fähig sind. Es taten sich Abgründe auf, und man muss in solche Abgründe blicken, wenn man nicht in sie stürzen will. Deshalb widerspreche ich der These von der Gnade des Vergessens.

(Statement bei der Podiumsdiskussion »Zu jung für Verantwortung. Vierzig Jahre nach Auschwitz«)

C Erklärung der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag (Februar 1986)

Die Arbeitsgemeinschaft »Juden und Christen« beim Deutschen Evangelischen Kirchentag ist erschrocken über den wieder wachsenden, öffentlich hervortretenden Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Trotz der deutschen Verbrechen am jüdischen Volk, trotz christlichen Religionsunterrichts wagen sich auch christliche Politiker immer öfter mit infamen antisemitischen Äusserungen an die Öffentlichkeit. Sie finden leider vielfach Zu-

stimmung. Die sich hier aussprechenden Vorurteile sind auch durch Entschuldigungen nicht aus der Welt geschafft.

Die kleinen jüdischen Gemeinden sind deshalb stark beunruhigt. Wir teilen diese Beunruhigung. Wir bitten alle politischen und kirchlichen Gremien, antisemitische Äusserungen nicht zu dulden, sondern ihnen öffentlich entgegenzutreten und ihre Hintergründe aufzudecken. Wer über Juden so redet, wie das immer häufiger wieder geschieht, handelt im höchsten Masse unchristlich und unmenschlich.

D Theodor-Heuss-Medaille für die Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Kirchentag

Eine Theodor-Heuss-Medaille für 1986 wurde der »Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen auf dem Evangelischen Kirchentag« (Frau Edna Brocke – Prof. Dietrich Goldschmidt – Pfarrer Otto Schenk – Pfarrer D. Martin Stöhr) zuerkannt.

Schon im Jahre 1949 hatte sich der Evangelische Kirchentag in einer Grundsatzklärung entschlossen, »in der Wahrheit und in der Liebe die Begegnung mit Juden zu suchen«. Aus diesem Bekenntnis heraus wurde 1961 die Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen gegründet, die sich seither im brüderlichen Geist der Begegnung und Wiedergutmachung, der Achtung und Hilfe um die deutsch-jüdische Aussöhnung verdient gemacht hat. Ihre Arbeit ist geprägt vom Gedanken des Miteinanders durch gemeinsames Lernen und Handeln. Während der Kirchentage bemüht sich die Arbeitsgemeinschaft in unzähligen Veranstaltungen, Diskussionen und Vortragsreihen, sich dem Friedensauftrag der Kirchen zu stellen und zum Abbau gegenseitiger Vorurteile im deutsch-jüdischen Verhältnis beizutragen.

Hierfür verdienen – stellvertretend für alle Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft – Edna Brocke, Professor Dietrich Goldschmidt, Pfarrer Otto Schenk und Pfarrer D. Martin Stöhr im Sinne der Satzung der Stiftung Dank, Anerkennung und Ermutigung für ihr weiteres Engagement.

Stuttgart, 15. Februar 1986

Theodor-Heuss-Stiftung zur Förderung der politischen Bildung und Kultur e. V.

*Ansprache von D. Martin Stöhr
am 15. Februar 1986 in Stuttgart
aus Anlass der Verleihung der
Theodor-Heuss-Medaille*

Als die Arbeitsgemeinschaft »Juden und Christen« 1960 anfang, waren wir der vorschnellen Meinung: ein Versagen der Christen, der Kirchen und der Gesellschaft in Deutschland »nur« auf dem Felde der politischen Ethik hat Auschwitz verschuldet.

Das Urteil war vorschnell. Wir machten die Erfahrung grosser Gemeinsamkeit von Juden und Christen. Wir Christen erlebten dankbar die Bereitschaft von Eva Reichmann und Schalom Ben-Chorin, Rabbiner Geis und Eleonore Sterling, Pnina Navè-Levinson und Rabbiner Levinson, Rabbiner Holzer und Ernst-Ludwig Ehrlich, trotz allem, was geschehen war, mit Deutschen und Christen in Deutschland zusammenzuarbeiten und mit Adolf Freudenberg, Helmut Gollwitzer und anderen zu den Initiato-

ren unserer Arbeitsgemeinschaft zu werden. Eine Neuentdeckung der biblischen Botschaft findet statt. Eine Gesellschaft, die die Botschaft der Hebräischen Bibel, die Verwirklichung von Gerechtigkeit und Freiheit, Frieden und Liebe nicht wahrnimmt, gefährdet sich und andere.

Eine neue Entdeckung der Kollektivscham und Kollektivhaftung, wovon Theodor Heuss sprach, steht noch aus.

Wir machen bis heute die Erfahrung tiefsitzender Vorurteile und Unkenntnis gegenüber den Juden. Die Skepsis gegen grosse Worte der Versöhnung wuchs, weil wir erst langsam entdeckten, dass ein Neuanfang nicht zu haben ist, ohne die tiefe Vergiftung durch Antijudaismus in Kirche und Theologie und durch Menschenverachtung und Antisemitismus in allen Bereichen der Gesellschaft beim Namen zu nennen und kritisch zu bearbeiten.

Konsequent versuchen wir die Geschichte der Judenfeindschaft, ihre christlichen Wurzeln, ihre spezifisch deutsche Ausprägung und Gefährlichkeit zu bearbeiten. Tausende versuchen es auf jedem Kirchentag mit uns.

Eine Zeitung schrieb am Anfang unserer Arbeit: »Ausverkauf der Kirchengeschichte«, »Nestbeschmutzung«. Die Reaktion war typisch. Bis heute ist die Angst geblieben, mit der eigenen Geschichte, mit der eigenen Wissenschaft, mit der eigenen Institution ehrlich und kritisch umzugehen. Kritik wird als Bedrohung der christlichen oder irgendeiner anderen Gruppenidentität verstanden und abgewehrt. Können wir nicht endlich harmloser oder feierlicher mit der Zeit vor Auschwitz und der Zeit nach Auschwitz umgehen? Auf den Kirchentagen lesen Juden und Christen gemeinsam die Bibel, die »Memoiren Gottes«, in der »Sprache der Befreiung« geschrieben, wie Heinrich Heine fasziniert notierte. In einem Land, in dem der Respekt vor dem Staat leichter angemahnt wird als die Solidarität mit Minderheiten, ist Befreiung von Vorurteilen, von Ungerechtigkeit und Selbstgefälligkeit bis heute nötig.

Eine Kultur und eine Pädagogik, eine Politik und eine Kirche mit Sensibilität für menschliches Leiden ist nicht zu haben ohne wache Aufmerksamkeit für das Leben des jüdischen Volkes in Israel und in der Diaspora. Erhebt Unmenschlichkeit irgendwo ihr Haupt, sind die Juden die ersten Opfer. Abbau von Vorurteilen, Information über Kultur und Geschichte der Juden, Information über den Nahost-Konflikt, die Opfer von Judenfeindschaft und Obrigkeitsgläubigkeit nicht zu vergessen, damit das Zusammenleben in Zukunft besser gelingt als in der Vergangenheit – das alles gehört zum Spektrum unserer Arbeit auf allen Kirchentagen.

Die gern beschworene »Gnade der späten Geburt« wird zur Gnadenlosigkeit denen gegenüber, die Auschwitz selbst oder in ihren Kindern überlebten, und zugleich zur Selbstbegnadigung derer, die heute laut schreien müssten, wenn nicht sie selbst, sondern die Überlebenden übersehen, herabgewürdigt oder bedroht werden.

Fellner war schlimm, die verharmlosenden oder zustimmenden Reaktionen auf ihn und seinesgleichen sind schlimmer. Eine Entschuldigung für dergleichen Entgleisungen ist gut. Besser, weil notwendig, ist es, die Sache zu bearbeiten, die sich aus der Tiefe deutscher Seelen meldet: sublimale oder schiere Judenfeindschaft und ihre vorurteilsreiche Verwandtschaft. Haben die aus Verstecken, Todesfabriken und Emigration in unsere Städte und Dörfer zurückkehrenden überlebenden Juden, Zwangsarbeiter und Sinti so viele Blumensträusse bekommen wie der Bürgermeister von Korschenbroich nach der überwältigenden Vertrauenserklärung im Gemeinderat? Der Bürgermeister trat inzwischen zurück. Das ist honorig. Sensibilität kann man lernen – jung oder alt, Auschwitz ernstzunehmen heisst, vom millionenfachen, tödlichen Ende

von Menschen, also vom Holocaust, aus nach den Wurzeln zu fragen. Wie »harmlos« fing an, was geschah? Was waren die kleinen Anfänge, denen nicht gewehrt wurde? Kaduk und Höss exekutierten brutal, was lange vorher vornehm gedacht, wissenschaftlich legitimiert, militärisch abgesichert, christlich verbrämt, juristisch gefasst, gedankenlos hingenommen, literarisch formuliert und politisch vorangetrieben war. So entsteht ein Giftgemisch aus Unkenntnis, aus Vorurteilen und aus der Gewalt, hinabzudefinieren, wer anders denkt, anders glaubt, anders lebt. Die Klischees gegen Juden verdanken sich einer Selektionslust, die sich selbst nicht der Wirklichkeit stellt, sondern denunziatorische Klischees vorführt: der reiche Jude, das Volk der Christusmörder, der rassistische Zionismus. Den Juden in unserem Land wird die Luft zum Atmen stickig. Wer merkt es? Verschlägt es den Nichtjuden den Atem, wenn den Juden die Luft zum Atmen wegbleibt? Warum schweigen viele Bischöfe, Wissenschaftler und Parteivorsitzende?

Deshalb wird die Arbeitsgemeinschaft »Juden und Christen« beim Deutschen Evangelischen Kirchentag nicht aufhören, die Frage zu stellen, welchen Anfängen heute zu wehren ist. Diese Fragestellung stammt aus der gemeinsamen Bibel von Juden und Christen, in der eine befreiende und heilsam-kritische Erinnerung an das Leben, Zusammenleben und Überleben der Menschen aufgehoben ist, wie es sein könnte. Wir sind noch nicht da, wohin wir wollen. Die Auszeichnung nehmen wir dankbar an als grosse Ermutigung für unsere kleinen Schritte.

Brief des Bundespräsidenten an die Arbeitsgemeinschaft Christen und Juden

Der Bundespräsident

Bonn, den 3. Februar 1986

Sehr verehrte Frau Brocke, sehr geehrter Herr Goldschmidt, sehr geehrter Herr Schenk, sehr geehrter Herr Stöhr, sehr geehrter Herr Hanusch, sehr geehrter Herr Peters und liebe Schüler aus Jever, sehr geehrter Herr Essl,

Ihnen allen gratuliere ich herzlich zur Verleihung der Theodor-Heuss-Plakette, einer Ehrung, die in diesem Jahr unter dem Leitthema steht: »Mut zum Erinnern – Kraft zur Versöhnung«. Diesen Mut und diese Kraft haben Sie an dem Platz, an dem Sie stehen, alle bewiesen. Tatsächlich verlangt es Mut, vor einer bedrängenden Vergangenheit nicht davonzulaufen, sondern ihr standzuhalten und ins Auge zu schauen. Aus Standfestigkeit vor der eigenen Geschichte wächst die Kraft, die Folgen dieser Geschichte zu tragen und den Weg in eine friedliche und menschenwürdige Zukunft zu öffnen.

Spürt man den Wurzeln des Antisemitismus nach, dann stossen wir auch auf tief in die Geschichte reichende »christliche« Wurzeln. Die Kirchen sind dieser unser Gewissen beunruhigenden Tatsache sehr lange ausgewichen. Die Arbeitsgemeinschaft »Christen und Juden auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag« hatte den Mut, sich der kirchlichen Vergangenheit zu stellen, sie hatte den Mut, Schuld Schuld zu nennen und den Judenhass als das zu erkennen, was er ist: als zutiefst unchristlich. Ihre theologische Arbeit hat die Kirche freier gemacht. Christen haben bei dieser Arbeit von Juden viel über den christlichen Glauben gelernt; das weiss ich aus eigener betroffener Erfahrung. Zugleich haben Sie uns Christen die Würde und Grösse des jüdischen Glaubens wieder bewusst werden lassen. Sie haben uns gelehrt, dass die richtige Haltung des Christen gegenüber diesem Glauben, der eine Grundlage unseres eigenen Glaubens ist, nicht Hass,

nicht Ablehnung sein kann, sondern Zuwendung. Von Herzen hoffe ich, dass die Ergebnisse Ihrer Arbeit in vielen Gemeinden und Religionsstunden Eingang finden. Der Förderverein Internationale Jugendbegegnungsstätte Dachau versucht, die Bedingungen dafür zu schaffen, dass in Dachau auf eine würdige und angemessene Weise von den Leiden, die mit dem Namen des dortigen Konzentrationslagers verbunden sind, gesprochen werden kann. Das ist ein gutes Ziel. Es erfordert Mut und Beharrlichkeit, dieses Ziel zu verfolgen. Sie werden es um so eher erreichen, als Sie selbst imstande sind, seinen Gegnern menschlich, geduldig und ohne Vorurteile zu begegnen. Wenn wir aus jenen unheilvollen zwölf Jahren etwas gelernt haben sollten, so dies: dass nichts das Leben der Menschen so vergiftet wie eine Haltung, die nur die eigene Überzeugung gelten lässt und dem Andersdenkenden das Lebensrecht abspricht.

Die Lehrer und Schüler, die in Jever die jahrhundertlange leidvolle Geschichte ihrer jüdischen Mitbürger erforscht haben, waren wohl selbst erschrocken, als die bösen Züge der Vergangenheit immer deutlicher aus ihrer eigenen Arbeit hervortraten. Auch ein solches Erschrecken ist lehrreich, erzieht es doch dazu, die eigenen Positionen zu überprüfen. Denn nicht darauf kommt es an, die eigenen Väter und Vorväter zu verurteilen und sich besser zu dünken als sie, sondern darauf, zu erkennen, dass selbst rechtschaffene und ehrbare Menschen, also auch wir selbst, furchtbaren Irrtümern verfallen können, wenn wir nicht den Mut zum Erinnern und die Kraft zur Versöhnung aufbringen. Wenn man sie aber aufbringt, dann wird Friede möglich. Die Besuche ehemaliger jüdischer Mitbürger Jevers sind sicher der schönste Lohn Ihrer Arbeit.

Herr Essl hat diesen Mut und diese Kraft im Hinblick auf Russland aufgebracht. Über die Leiden unseres Volkes durch Krieg und Vertreibung vergessen wir allzu leicht die Leiden des russischen Volkes. Sie, Herr Essl, haben sie nicht vergessen. Das ist wohl auch der Grund dafür, dass viele Menschen in der Sowjetunion Ihnen vertrauen, dass Sie manches dort und hier vermitteln und anstossen können, wozu die Politik noch nicht in der Lage ist. Die deutsch-russischen Beziehungen sind mehr als die Beziehungen zwischen den Regierungen, die vielfältigen Einflüssen ausgesetzt sind. Beständig aber und dauerhaft sind die Beziehungen zwischen den Menschen der Völker. Wer solche Beziehungen aufbaut, der macht auch Politik – gute Politik, die nicht den eigenen Vorteil und den Nachteil des anderen sucht, sondern die ihren Sinn und Lohn darin sieht, dass man sich in einer Begegnung wieder ein Stück nähergekommen ist.

Ihnen allen danke ich für Ihr Bemühen und für Ihre Arbeit, die wesentlich zur Menschlichkeit unseres Landes beiträgt.

Mit den besten Wünschen Ihr *Richard v. Weizsäcker*

2 Die 12. Tagung des internationalen katholisch-jüdischen Verbindungskomitees, Rom, 28.–30. Oktober 1985*

Das internationale katholisch-jüdische Verbindungskomitee legte sich für die unmittelbare Zukunft auf ein Aktionsprogramm fest. Das Programm umfasst sechs Punkte: 1. unsere zwei Glaubensgemeinschaften über die Er-

rungschaften der vergangenen zwei Jahrzehnte erklärend zu informieren; 2. sich darum zu bemühen, die Reste an Gleichgültigkeit, Widerstand und Misstrauen zu überwinden, die sich zum Teil in unseren Glaubensgemeinschaften wohl immer noch behaupten; 3. Tendenzen religiösen Radikalismus und Fanatismus gemeinsam zu bekämpfen; 4. sich für Begriffserklärungen und theologische Reflexion in beiden Glaubensgemeinschaften einzusetzen und geeignete, für beide Seiten annehmbare Foren einzurichten, in denen diese Überlegungen vertieft werden können; 5. Zusammenarbeit und gemeinsames Handeln im Hinblick auf Gerechtigkeit und Friede zu fördern; 6. eine gemeinsame Untersuchung der historischen Begebenheiten und theologischen Tragweite der Vernichtung der Juden Europas während des Zweiten Weltkriegs zu erstellen (häufig Holocaust oder auf hebräisch Shoah genannt). Um die Einzelheiten des Programms auszuarbeiten, wird ein Lenkungsausschuss eingerichtet.

Diese 12. Tagung des internationalen katholisch-jüdischen Verbindungskomitees fand vom 28. bis 30. Oktober 1985 im vatikanischen Sekretariat zur Förderung christlicher Einheit statt. Die Tagung wurde zeitlich so gelegt, dass sie mit dem zwanzigsten Jahrestag der Erklärung des II. Vatikanischen Konzils über das Verhältnis der Kirche zu den Juden, *Nostra aetate*, Nr. 4, zusammenfiel. Dieses Dokument¹, dessen lateinischer Titel die Eingangsworte zitiert und übersetzt »In unserer Zeit« heisst, wurde am 28. Oktober 1965 von Papst Paul VI. zusammen mit den 2221 Konzilsvätern bekanntgegeben.

Das internationale Verbindungskomitee wurde 1970 gegründet², um den Konzilsaufruf zu verwirklichen, nach Jahrhunderten voller Misstrauen und oftmals tragischen Konflikten einen ständigen Dialog zwischen der Kirche und dem jüdischen Volk einzuleiten. Das Komitee setzt sich aus Vertretern der vatikanischen Kommission für die religiösen Beziehungen mit dem Judentum und des Internationalen Jüdischen Komitees für Interreligiöse Konsultationen (IJCIC)³ zusammen.

Höhepunkt der Tagung war eine Audienz bei Papst Johannes Paul II. am Nachmittag des 28. Oktobers. Kardinal Johannes Willebrands, der Präsident der vatikanischen Kommission, stellte dem Papst das Verbindungskomitee vor, dessen Mitglieder er schon bei früheren Gelegenheiten kennengelernt hatte. Rabbiner Mordecai Waxman, Vorsitzender des IJCIC, begrüßte die Erklärung *Nostra aetate* und nachfolgende päpstliche Erklärungen als Dokumente, die die christlich-jüdischen Beziehungen von Grund auf neu gestaltet und neue Möglichkeiten für den Dialog geschaffen hätten. Rabbiner Waxman wies darauf hin, dass die Gründung des Staates Israel ebenfalls eine Umwälzung innerhalb der jüdischen Geschichte sei, die sowohl Katholiken als auch Juden zum Umdenken auffordere.

Der Papst beteuerte seinerseits die Bindung der Kirche an die Erklärung *Nostra aetate* und die Einzigartigkeit des heiligen »Bandes« zwischen der Kirche und dem jüdischen Volk, das »seinem Ursprung nach vom geheimnisvollen Ratschluss Gottes stamme«. Der Papst fügte hinzu: »Ich bin sicher, Sie werden mit noch grösserer Hingabe für stets tieferes gegenseitiges Verständnis, für noch grössere Anteilnahme an den rechtmässigen Belangen des je-

¹ s. FrRu XVIII/1966, S. 27 ff.: »Die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen, insbesondere zu den Juden.«

² vgl. FrRu XXIII/1971, S. 93 f.

³ IJCIC, das Internationale Jüdische Komitee für Interreligiöse Beratungen, besteht aus dem World Jewish Congress, dem Synagogue Council of America, dem American Jewish Committee und dem Israel Jewish Council for Interreligious Consultations und der B'nai B'rith.

* Aus dem Englischen übersetzt.